

Erscheint täglich

„Die Schmiere“

Novelle von Otto Stoëffl.

7. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Dazu ein Chor aus Statisten, schreienden Kindern, musizierenden Gesellen, ausbrechenden Kellnern unter einem Geräusch von Wein, Bier, Speise, Petroleum und Hanfseifen. Schon war Ingomar mitten in diesem unwillkürlichen Trubel, als er von weitem den blauen Schiefer flattern und seine Schöne einsteigen sah. Nicht nur ihr Dheim war bei ihr, sondern auch ein hoher, stattlicher und stichtlich reicher Cavalier mit einem prächtigen englischen braunen Schweißmantel, welchem Filzhut und buntehafter, ansehnlicher Schächer, kurz mit einer Sammlung von Eigenschaften und Zubehör, die ihn von vorderein verdächtig und zugleich hochachtungswürdig machten. Ingomar verstand sich als Schauspieler auf diese Garbe und der Charakter, den sie zugleich föhert und ausbrüht, ja, erlastet. Den Gentleman. Mit ruhiger, betraute hoheisvoller Selbstverständlichkeit umgab dieser Fremdling die Schmachende wie mit einer unabhagbaren Atmosphäre von Reichtum, Unabwankheit und Selbstgenügen. Er versorgte sie mit allem eidentlichen Nötigen, das heißt auf seinen Wink wurde alles zur Stelle gebracht. Ein Liegestuhl am geeigneten Plage, so daß man die vorbeiziehende Landstraße in bequemer Haltung sehen, auf einem Stühlchen wurde eine Platte mit Wein, Schokolade, kaltem Braten, Obst hingestellt. Dazu nahmen der Gentleman und der Dheim rechts und links ihre Sitze ein, so daß die Schmachende zwischen zwei Paladinen geschnitten lag und felerbergnüht schmachten konnte. Das tat sie denn auch auf die unterwürdigste Weise, indem sie in die eben härter aufglühende Morgenröte hinaufstarrte, dann einem Satz des Gentlemans mit halbem Ohre hörend, halb im Traum vor sich hinachte, die Beine über die ganze Länge des Liegestuhls ausstreckte, dann wieder fagenhaft einzog. Man hätte sie nur so schauern hören mögen vor Zufriedenheit. Ingomar nahm in der Nähe an einem Posten Aufstellung, wo er in ganzer Figur und guter Haltung auf, auf beschneider Tracht inmitten Einbruch machen konnte. Denn schließlich braudte sich ein Künstler von einem Nur-Gentleman keineswegs beschämen zu lassen, wenn der Blick, der beide beobachtet, die höhere Menschlichkeit und Bedeutung eben zu erkennen und zu würdigen weiß. Ingomar fühlte, daß er einen ganzen Menschen, eine Gattung Mensch für sich vorstellte, dafür sogar verantwortlich sei, betraute fozjungen vor Gottes Richterstuhl. Er selbst beherrschte darum seine Züge, das zugleich Weibliche, Kiebliche und Triumpierende des Blickes, ein Vaden des Mundes, tragend und überlegen, das sich eben so leicht in Schwärzerei wie in Bitterkeit erhöhen oder vertiefen konnte, eine Haltung des leicht zurückbeugten Kopfes mit dem vollen braunen Haar, die Entschiedenheit und Sicherheit, Sichgehenlassen und Fassung darstellte. Sein Anzug war nachlässig und über die bürgerliche Korrektheit des andern erhaben. Den Hut trug er in der Hand, einestills weil sein Haar in der Brille wie eine braune Flamme im Wind flirrend wehte, also nicht wirken mußte, andererseits weil die Kopfbedeckung am meisten die unzulänglichen Mittel verriet, mit denen er sich behelfen mußte, und daß sie in Regia und Sonne ohne Schirm, in Staub und Schmutz im Dienst herabgekommen war. Vektor adte seine Herrn augenblicklich nicht so sehr, um sich kleine vorfichtige aber eidentlich ignomifche Streiferchen nach Eparkeiten auf eigene Faust hierhin oder dort hin zu verjagen. So kam er für die Scene nicht in Betracht und zur Geltung, die gewissermaßen moralologisch dargestellt wurde. Lange Zeit bemerkte die Schmachende den mahnenden, hochachtungsvollen, schwermütig Bezwingenden an seinem Fiahe gar nicht, weil sie mit den beiden Herren ihrer Gesellschaft lebhaft pfehend die Uferlandschaft würdigte, die sich in gefällig langfamer Bewegung, ein Bild mächtigen ins andere überleitend, vor den Augen der Ruhenden entfaltete. Oder die Schläue tat so, als bemerkte sie ihn nicht. In der Wirkung kam es auf das beste hinaus. Endlich konnte sie freilich nicht umhin, auch einmal anderswohin zu schauen, als auf die Bäume und Berge. Da beillte er sich, ihrem Auge richtig zu begegnen, und legte in seinen Blick allen nur in einer Sekunde möglichen Ausdruck von Befehrsfichteit, Vertrauenswürdigkeit, Zusammengehörigkeit und so weiter, als seien sie beide längst fommen ein nur durch den fatalen Unbederstrid: Raum getrenntes Doppelwort. Aber nun denke man: sein Blick traf ins Beere, der Unbederstrid traf das andere Wort nicht mehr an seiner Stelle, sie sah ihn zwar an, aber sie sah ihn nicht zu erkennen, das heißt sie gab ihm zu verstehen, daß sie ihn nicht kannte, noch erkannte, daß er für sie ein fremdes, beliebiges, wenn schon nicht unbeliebtes, ein gleichgültiges Mitbewesen war, nicht ein Mitreiseförderer, Mitbesenverlocher. Sie hatte eine Art, die fchwargen Augen zu öffnen und dabei die Seele dahinter zu verfrachten, um die sie der arme Schauspieler hätte beneiden können, wenn er an Kunst bei dem vorfichtigen kleinen Trauerpiel hätte denken können, dessen letzte Szenen — Daphnen, Schauen und Angefehen werden — er hier aufzuführen, mit sich aufzuführen lassen mußte. Er schämte sich, wie er dastand und gehen wurde, ohne zu einem eidentlichen Bemerkwerden zugelassen zu sein. Ein ungelehrter Sankt Sebastian an Fiahe, der ge-

martert wird, indem man ihm die holden Pfeile entzieht. Er wartete auf einen zweiten Blick. Der war aber nicht besser als der erste. Ingomar fühlte sich so durchföhren von dieser Käfte, daß er seine Haltung aufgab und müde, verdrossen über das Defz zu wandern anfang. Auch das war nicht leicht, denn es gab allenthalben Hindernisse: Liegestühle, Foder, Sperrquader, Koffer, Kinder und Große. Er wollte noch nicht alle Hoffnung aufgeben, vielleicht konnte er ihr bei einer besseren Gelegenheit besser begegnen. Er fand seinen Weg genau an ihr und ihren Beschütern vorbei. Er streifte sie betraute. Der Gentleman sah über ihn hinweg, der Dntel dachte nicht an ihn, die Schmachende zeigte ein verdrießliches Gesicht. Nein, sie kannte ihn nicht, sie hatte es so beschloffen, die Glende, diese gewissenlose Verföhlerin, die ihn richtig aus seinem sicheren Gange herausgedreht und als einzelnen Faden um ihren Finger bis hierher gewickelt hatte. Jetzt war sie diesen Faden weg und drehte bereits mit allem Behagen an einem neuen: Gentleman! Ingomar hatte nicht übel Lust, mit diesem Selbstvergügnen anzubinden, um ihm irgendeine Wahrheit dieses Weib betreffend an den Kopf zu werfen. Aber er besann sich zeitig seiner Menschenwürde und verschmähte den Streik. Zudem war der Kerl besser genährt als er, mithin zum Siege bestimmt. Hatte Ingomar nicht schon Schaben genug an seiner bereitwilligen Phantafie erlitten, um Schluf zu machen?

Das Schiff legte bei einer ganz fremden Station an: Hier ist gewiß auch eine lehenwerte Gegend, und aller Vermutung nach wird es auch hier nicht mehr Glende geben als sonstwo, dachte Ingomar, piff seinem Vektor und vertiefte zu seiner eigenen Ueberfagung über einen so eidentlichen Entschluß das Schiff. Dabei winkte er noch der Schmachenden mit einem höhnisch-ehrerbietigen Grufze, den sie ebenfemenig erwiderte, wie alle bisherigen Grufze auf der Fahrt.

Nun stand er also in der Fremde mit seinem Hund allein, inmitten der neuergerigen Menge, die mustend die Ausfiehenden umringte und den Einziehenden nachblickte. Er drang eilig durch den Haufen und gewann die Landstraße, einen so heißen Joch und solche Verachtung im Herzen, daß es ihn gelüftete, seine Arme und Hände und Beine zu brauchen, um über irgend etwas herzufallen. Die Bestimmung, die ihm jetzt kam, stellte ihm auch keine nachste Zukunft bedrohlich genug vor. Er hatte gerade nur noch so viel Geld in seiner Börse und Brieftasche, um knapp ein paar Fous in einem gewöhnlichen Wirtshaus zu trinken, bis er wieder etwas Ordentliches verdienen. In diesen paar Tagen durfte er aber beliebige keine Seitenfprünge machen. Nicht etwa eine Reife nach zwei elenden Beföhrrinnenaugen unternehmen, nicht einmal zwei Mahlzeiten im Tag und kein eidentliches Nachquartier, sondern nur bei Mutter Grün und Vater Gelegenheit, im Heu oder in einem Wald- und Raubwinkel. War aber mit all dieser Vorsicht das weitere Leben, das sogenannte nadt Leben — es for ihm schon bei diesem Eigenschaftswort — gejehter und gewonnen? Wohin sollte er denn gehen, was fuchen und unternehmen? So gingen die Abenteurer auf dieser Welt des Brenn und Aber, des Verzweifels und der moralischen Sicherheiten, der genauen Rechnungen aus, bevor sie noch angefangen hatten. Anstatt, daß einer das Wunder wahrnehmen durfte, sich auf dem Namen seiner Wünsche in das ferne blaue Land der eidentlichen zu begeben ohne Fahrkarte und geföhrteten Aufenthaltsausweis, anstatt daß einer das kümmerliche Denken auf Urlaub schicken durfte, um sich von mächtigen Gefühls tragen zu lassen, warf ihm der erste Windstoß gleich zu Boden, fief ihm die Nase gegen die Härte und lehnte ihn Fenten. Lehrt Not beuten? Sie lehrt nur flüchtig überlegen, beuten wäre tröflicher, aber er hatte um eine Schmachende gebetet, um zwei dunkle Augen, um ein verflucht schönes Fächeln, und das hatte nur den Erfolg gehabt, daß er jetzt zu denken besam.

Er überlegte, ob er etwa an die Ueberackerin telegraphieren sollte: Alles verloren, hier bin ich oder so ähnlich. Vielleicht würde sie ihn auslöfen, ihm das Fahrgele schicken, und er konnte wieder in modernen Entenble erfrachten. Aber das wuderte ihn an, nicht nur weil er sich vor dem ganzen föhnen Ort am Salzammergutsee und vor den Schauspielerkollegen und vor jedem Bekannten und Unbekannten dort in die tiefste Seele hinein schämte als blamierter, genarrter Guckindivuell, sondern, weil ihm mit der Reue auch ein blutiger Zweifel an diesem ganzen bisherigen Gefühls des Edeins aufgellegen war, das er als Kunst mit selbstverfändlichem Stolz und Izu-fagen von Natur aus betrieben hatte, als sei es gerechtfertigt und gut. Er hatte diese Kunst leicht genommen und war dabei selber zu leicht. Darum erziehen sie ihm jetzt — wahr oder unwahr — als eine arge Frage des Eidentlichen, das sie meinte oder wollte. Darstellend und Kunde des Menschen und der Seele durch ein würdiges Werkzeug. Wer mit einer Schmiere umherzog und der noch beim ersten Anblick davonfief, hatte bei der Kunst nichts zu suchen. Er mochte wohl das Talent haben, jedoch der Charakter fehlte ihm. Er hätte wissen müssen, daß man als Künstler sich am Edeine zu fätten hat, an den Vorkellungen des Gefühls, an den bewußenden Gedanken der Erfüllung, am Wort, daß man aber ein elender Narr ist, wenn man die Abenteurer dar erleben, jeden Blick wirklich nehmen und eine Schmachende anders oben wäl, als im hohen Traum des ersten Schauens

zwischen Himmel und Erde. Er hatte Wirklichkeit haben wollen, statt Schein, Tatsache statt Einbildung, so gehörte er in die Hölle der Wirklichkeit, nicht in die wunderbaren Himmel der Lüge und Einbildung. Ihm war es nicht mehr gelagt, in irgendeinem dampfen Theaterfaal mit einer jechzigjährigen armenigen Parfenta und zwei härtigen Lectoren den „Sohn der Widnis“ zu erleben oder die ungeheure Widnis der „Käuber“ oder der „Kabale“ oder die muntere Lüge irgendwelcher gefülligen Gattung. Ihm war der Horrorschein der Einbildung der Schimmer des selbstverfändlichen Luns und Glaubens und Müfflens, des eidentlichen Spieles und Entfes vom Haupt genommen, er war wie ein gestöhrteter Engel des Herrn in die Finsternis des Ja, Ja, Nein, Nein, der logischen, wahrhaften, wirklichen Hölle verjezt worden. Nun war es nur recht und billig, daß er sich hier ordentlich läuterte. Er braunte ordentlich nach läuternder gemeiner Arbeit. Nicht daß er sie höher stellte als seine leichtfünrige Kunst, im Gegenteil, aber er fühlte sich ihre schuldig, mit Arbeit fraftbar. Er wollte seine Arme, Beine, Musfeln, jedes einzeln, spüren und mit Beschäftigung fraften, als könne er diese arge Welt umwerfen und einreiben.

So wanderte er denn grimmig entschloffen neben seinem von solchen Zweifeln vermutlich nicht beirrten Vektor über die Landstraße, durch kleine Ortschaften mit Obstbäumen und lekten äppig blühenden Georginen und Dahlien und an manchen fanst oder feil anstehenden Weingeländen vorbei. Nirgend sah man ihn zu bemerken, in den Häusern alles ausgeföhren, denn es war volle Arbeitszeit und die Leute auswärts. Höchstens daß ihn eine ganz verblödete Alte oder ein noch nicht vernünftiges, flachhaariges, kleines Weien unverfändlich ansah, wenn er kräftig hindurchging, denn es war ihm zumute, als sei er vom Bodenlofen, aus dem lüftig unwahren Bezirk nun auf die Erde gelangt und gelandet.

(Schluß folgt.)

Oh, diese Weiber.

Stizze von Paul Blif.

(Nachdruck verboten.)

Der Vater hatte ein gutes Geschäft gemacht und unverhofft viel Geld zusammengebracht, am fenden Abend auch eine unerhoffte Freude zu machen. Als Karl die im Hause so selten gewordene Sahzähne bekam, glühten seine Augen in besserer Freude, und dankbar brüdete er dem Vater die Hand. Fritz, der Jüngere, aber sprang jubelnd empor, rief dem Vater die Tafel aus der Hand, rief, „Höhen Dank“ und lief jauchzend, so daß alle erlautet waren. „Wohin rennt denn der Bengel so eilig?“ fragte der Vater. Doch feiner wußte es.

Nur Karl ahnte es, aber er ließ sich nichts anmerken, und sobald er unauffällig entschloffen konnte, ging auch er hinaus. Und richtig. Im Garten traf er Fritz. An der Hecke des Nachbargartens hockte er und bestaunte seine Schokolade. Karl lächelte heimlich, — er wußte schon Bescheid, — doch wieder beherrschte er sich. Ruhig legte er sich zu dem Bruder und fragte: „Nun, wie schmeckt sie?“ Der wurde ganz rot, schüßte einen Augenblick, dann aber erwiderte er fast trögig: „Hab noch nicht gefohlet.“

Erkannt hat der Aeltere auf: „Was? Also nicht?“ „Ja, will doch länger was dran haben!“ Franz es jetzt erregt zurück. „Lächelte Karl ipittend, wußte seine Schokolade aus, brach ein Stück ab und verzehrte es. „Famos schmeckt sie, das kann ich dir fagen!“ Fritz harrte den Bruder an. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Aber er machte fah harl. Und Karl brach lächelnd ein zweites Stück ab und freckte es schmachend in den Mund. „So folte doch mal!“

„Ja, will aber nicht.“ Jetzt lachte der Aeltere auf. „Du Affe! Bildest du dir wirklich ein, daß Grete auf deine Schokolade wartet?“ Fritz glühte purpurrot auf, bis die Zähne zusammenfielen, aber er schwieg. Und Karl verzehrte behaglich ein drittes Stück Schokolade. Da hielt auch Fritz es nicht länger aus, jetzt bekam auch er feine Tafel anzutrabern, und da sie herrlich schmeckte, war sie bereits in einigen Minuten halb verzehrt. Möglichen ersten im Nachbargarten an der Hecke das achtjährige Gretel und sah erlautet zu den Brüdern hinüber. „Ahr habt ja Schokolade!“ rief sie ganz erregt. Fritz war zuerst bei ihr. Doll von Begeisterung reichte er ihr den Rest seiner Tafel hin. Das Madel griff eilig zu und freckte gleich ein großes Stück in den Mund. „Fein!“ rief sie nur und faute emsig weiter. In wenigen Minuten war alles verzehrt. Fritz harrte sie glühdlich lächelnd an. Aber das Madel sprang jetzt zu Karl hin, sah nichts, hielt nur die Hand auf.

Und nun ergab sich, daß Karl nur erst ganz wenig von der Schokolade gegessen hatte, so daß Gretel jetzt fast die ganze Tafel bekam. Freudestrahlend stand das Madel jetzt bei Karl. Fritz war für sie überhaupt nicht mehr da. Der aber grollte während zu dem Bruder hinüber. Und als Karl jetzt gar noch ipittend lachte, rannete der Jüngere hin, knuffte den Aelteren herb in die Seite und rief: „Schmitt!“ Natürlich blieb auch Karl nichts fchuldig. Sofort hatten sie sich in den Saalen, und eine fette Reflette begann.

Wafers stand Kreisel und verzehrte schmächtig die Schokolade.

Stillschlief erliefen der Vater im Garten. Schnell hob er den Schlauch und ließ einen kalten Strahl über die Kaufenden strömen, so daß die Komppflanze im Nu auseinander waren und davon liefen.

Erst drückte er der Straße nach zu halt. Da aber saßen sie, wie Kreisel sie beide auslachte und dann mit dem abernem Adorf von nebenan wildschallend davandief.

Und jetzt bissen beide die Zähne zusammen, stifteten sich an und reichten sich die Hände.

„D diese Weiber!“ rief Karl. „Einmal bin ich nun bereinigt. Me wieder!“

„Me wieder!“ schote Fritz. „D diese Weiber!“

Begräbnisrede auf den guten Ton

Von Paul Joh. Hoffmann.

(Nachdruck verboten.)

Allen verehrlichen Leidtragenden und Nichtleidtragenden zur Nachricht, daß der in Borstzingsleben allgemein beliebte gute Ton inwiglisch endgültig an Altersschwäche verstorben ist.

Wie alt der gute Ton eigentlich war, kann man nicht recht sagen. Er war zuletzt etwas altmüßig geworden, trug immer noch Gneisganzschuhe im Theater. Kleine Kinder sah er streng an, wenn sie unartig waren, und bedete ihnen Bäckchen in den Mund, wenn sie artig waren.

Er hatte allerlei merkwürdige Eigenschaften, der gute Ton. Zum Beispiel pflegte er, wenn er in der Straßenbahn saß, nicht gleich sich mit Wägern und Bettungen über vier Plätze breit zu machen, sondern begnügte sich mit einem Platz. Ja, er rückte sogar beiseite, wenn die Bahn sehr besetzt war und ermunterte die übrigen Fahrgäste, ein gleiches zu tun, so daß immer noch ein Sitzplatz frei wurde.

Wenn eine alte Dame in den vollen Wagen stieg — dankte: nicht doch eine junge, nein eine alte! — hatte er die förmliche Knöchelstöße, aufzufassen und ihr den Platz anzudeuten. Ja, er rückte sogar den Hut. Seinen Kindern und Kindeskindern pflegte er dieses Sprüchlein betrugenern:

„Mit dem Gute in der Hand kommt man durch das ganze Land.“

Das Sprüchlein ist dann auch nicht etwa vergessen worden. Denn es ist doch ein höchen abgemindert und lautet heute so:

„Mit dem Gute ins Geleit kommt man durch die Republik.“

Fuhr der gute Ton in der Eisenbahn, so war er noch komischer. Er belegte nicht etwa alle vier Plätze, trat auch nicht mit Menschenfermenissen ans Fenster und durchbohrte nicht jeden mit vernichtendem Blick, der es wagen wollte, in sein (sein!) Abteil einzutreten. Er antwortete sogar auf die Frage, ob noch ein „Plätzchen“ frei sei, nicht bloß mit verdorrten Aufsehn, sondern mit einem lauten und vernünftigen „Ja!“

ging er auf der Straße, so pflegte er Stirn- und Pfauenmütze wieder in die Höhe zu heben und nicht aufs Straßenniveau, weshalb dieser auch — heute eine Seltenheit — mit Steniermarken um Galaband geeizt, herumlieh. Auch für die im Wertfächer möglichst an Vatermüßigkeit und hier ihn nicht mitten auf dem Trottoir sich gemütlich niederlassen. Er beachte nämlich, daß es auch andere Menschen gibt und nicht jeder wagt sich mit Handtasche sich einen einigermaßen sauberen Platz auf dem Trottoir herauszufinden mag.

Manche behaupten, der gute Ton sei nie jung gewesen. Aber daß er einmal jung war, erkennt man aus dem, was er alles während seiner Jugendzeit nicht tat. Zum Beispiel hielt er Dankmäder für Dankmäder und nicht für Zungezitter. Auch pflegte er nicht, wohlmeinenden Erwaachnen, die ihn darauf aufmerksam machten, die Zunge herauszustrecken und erst recht weiter zu klappern.

Er hatte es nicht nötig, zu probieren, ob die Füllgefäße auch von Wärdern beachtet wurden und etwa darunter vorbeistehenden Beuten auf den Kopf zu heben, noch weniger, Gänsefüße und Pfeile von dort herab auf den Schiffsboden zu schleßen.

Sein Talent pflegte er an Papier auszulassen, nicht aber an Trabenschwänzen und Brunnenlöden. Auch nahm er für marmorne Figuren keinen Zinnoberpulver, um die Zeichnungen wichtiger zu machen.

In Parkanlagen mußte er nicht um jeden Preis sich neben den dreien Stegen im Hofen noch eine Privatloshahn zu rechtzieren.

Und als er älter ward und Vater wurde, fiel es ihm sogar auf, wenn der Sohn das Monatsentkommen eines kleinen Beamten, aber die Beibehaltung eines Arzeneimittelgeschäftes hatte. Er pflegte dann nach dem Grund zu fragen, und das war er auch, wenn seine Tochter jeden Morgen erst gegen vier Uhr nach Hause kam.

Verehrliche Leidtragende und Nichtleidtragende, man sagt, daß der gute Ton irgendwo einen Nachkommen habe, der noch an Leben ist. Wer gesehen hat ihn bisher noch niemand. Und doch würden ihm, käme er nur, Wärdern aus Gold bauen, wenn wir welches hätten.

Der Stammgast von Mergentheim.

Von Arne See.

(Nachdruck verboten.)

Vor zwei Jahren im Monat Juli (das ist in mein, wenige Kilometer von Bad Mergentheim entfernt gelegenes Talschlucht mein alter Berliner Hauswirt Hermann Grielele plößlich und unerwartet den Kopf durch den Türpfost.

Meine Freunde war groß, denn unser Verhältnis war — was ja in Berlin nicht allzu oft vorkommen solt — das denkbar beste. Ich probe sofort mit meinem elegantesten Anst, den er sich in unserem Garten trefflich munden ließ. „Da stammte Sie aber, alter Freund, daß ich so mitten im Sommer bei Ihnen hinhinmische, was?“ fragte er nicht ohne Begründung.

„Sie sind zur Zeit in Mergentheim und haben zu Ihrem alten Wirt einen kleinen Anstcher gemacht“, erriet ich, „aber Sie waren doch, wenn ich mich recht entsinne, Stammgast in Karlsruhe?“

„Sehr richtig“, bekräftigte Grielele, „aber ich habe die Pöhlcherereien satt. Von Pontius zu Pilatus bin ich gelaufen, um schließlich doch keinen Platz zu bekommen. Warum in die

Ferne schweifen? Wir haben doch unser „Karlsbad“ im eigenen Lande. Ich trinke jetzt erst vierzehn Tage die Karlsquelle und fühle mich erquickt besser.“

„Wo haben Sie denn jetzt, Herr Grielele? Ist's wieder der Magen?“ fragte ich lehnend.

„I behaupt' er erwiderte er, „bismal ist's Leib und Galle. Was meinen Sie, was ich mit meinen fünf Häusern in Berlin habe argern müssen. Die Mergentheimer haben sie mir von den Treppen weggeholt. Die Mergentheimer haben sie von Besetzungskörper abgehaupt. Nicht einmal das, was nicht und nagelfest war, ließen sie dran.“

Der alte Herr mußte sich erst vor innerer Erregung etwas verknäufeln.

„Und in Nummer eins, wo Sie wohnten, war's am schlimmsten“, fuhr er fort. „Die Zentralheizung, die elende niederträchtige Zentralheizung! Sochs große Wohnung, und kein Rohr aufzutreiben. Ja, wenn alles solche Wüter wie Sie Gesehen wären, dann hätte ich nie die Selbstsucht bekommen.“

Nach dem Frühstück führte ich ihn zu der berühmten, im Jahre 1610 erbauten Wollganzkapelle, einem höchst regionalen Wert der Spätgotik. Die uralte Tamburine, die dies Kleinod trägt, hat dem Hochmeister dieser Jahrhunderte zu widerstehen vermocht.

„Wie an die Treppe“, sagte mein alter Hauswirt, als er seinen Blick an den romantischen Ufern der Tauber entlang schweifen ließ, und als ich ihm das romantisch auf dem Rätberg gelegene Waldes zeigte, ist er voller Freude aus: „Wie bei Herz!“

— — — Seit zwei Jahren gehört mein alter Hauswirt nun zu den selten sommerlichen Erscheinungen Mergentheims. In diesem Jahre hatte er einer große Dummheit gemacht; er hatte sich nicht vorher ein Zimmer bestellt. Als er in der lieblichen Tauberstadt eintraf, war jeder Winkel bis zum Dachboden besetzt. So nahm ich ihn den Oberboden, der mir so lange Untertunft gewährt hatte, in meinem Heim auf. Wenn er mit dem Frühtag abfuhr, konnte er rechtzeitig zum Rendezvous bei der Sprudelsee erscheinen.

Grielele war überglücklich, daß ich mich seiner erbarmte. Aber noch glücklicher war er, als er eines Abends zu seinen Wollschneider Sommerpennen fuhr. Sein braungebranntes Antlitz strahlte.

„Wissen Sie, wen ich in Mergentheim gesehen habe?“

„Ehrt. Er scheint sich hier gut zu erholen.“

„Ganz gut wie Ferdinand, einmal's Herrscher der Bulgaren“, erwiderte ich. „Der König, wie man ihn in Mergentheim nennt, fröhlich. Ich habe keine angeregtere Leber in unserem schönen Quellbad auf. Wenn Sie noch ein paar Wochen hierbleiben, werden Sie noch einen anderen König in Mergentheim einziehen sehen, König Wilhelm, einst, Württembergs geliebter Herr.“ Und dieser fröhliche Herrscher ist in der Tat — auch heute noch — im ganzen Lande bei arm und reich beliebt.“

Grielele bedauerte. Seine Zeit war „rum“, und die teure Gattin, die in der Zwischenzeit die fünf Häuser verwaltete, hatte gerade an dem Tage geschrieben, wenn er sie nicht bald ablöse, müsse sie zur Air nach Mergentheim.

Beim Abschied wünschte ich ihm dauernde Seilung: „Hoffentlich brauchen Sie in nächsten Jahr nicht mehr den Karlsbrunnen zu trinken.“

„Ausgeschlossen, daß nicht“, gab Grielele kopfschüttelnd

antwort. „Ich habe mit dem König ein Doge für nächstes Jahr vereinbart. Ich werde in Mergentheim wohnen, wie in Karlsruhe Hauswirt mit Zentralheizung und Verlorung den Winter über durchzumachen hat.“

Expressionismus und seine Grenzen auf der Bühne.

Von Dr. Friedrich Schwegl.

Spielleiter am Reichstheater, Gera. (Nachdruck verboten.)

Das Schlagwort „Expressionismus“ wurde in alsu rauchem Umfasse abgefaßt und durch Talmidbrauch deerer entwertet, die nur die Geste, aber nicht das Wesen der jungen Kunst begriffen. Man kann das fließende und Taumelnde nicht in einem starren Worte fassen. Und je fester eine die Spiegelungen seiner Seele lauten und je heftiger er keine Glut in die Welt schleudert, um so weniger bemüht wird er mitlauten in dem Gleichschritt eines intellektuellen Modrotros. Symptomatisch für diese Zeit war es, daß bereits der Roboter mit Trop vielseitige Wächer geschleichen wurden, in denen Namen der Bewegung in Schindelfing registriert, dramatische Proben zu Wärdern geknirt und von den Oberlehrern der Literatur mit Jenurzen bedacht wurden, als ob irgend solch Literaturdicht der Beschichte um ein Jahrhundert vorauslie: könnte oder darum, weil er etwa Heibel hervorragend gerechelt, unbedingt aus das Gese nach hören müßte.

Schneller als erwartet, kamante junger Geist auf das Theater über. Mit überleuchteten Wunder begann man aufzudrücken. Weimort frei sei es historisch, naturalistisch oder ornamentale. Der laute Hauber der Sinnlosigkeiten wurde erkannt. Man verstand, daß die bloße Nachahmung der Wirklichkeit die Kunst um ihre belandete Dialektberechtigung zu bringen drohte. Man suchte das Wesentliche in Architektur, Licht, Gebärde und Melodie der Rede. Der Schauspielere wurde innerlich des auf ihn zuwärtenden und durch ihn bedingten Rahmens wider Zentrum. Und alles hingehend einseitlich auf den Ausdrucksdrücken des Wortes: Zusammenfassung aller Spannkraft in eindeutigen Bild, Ton und Wort — Körper als Form geworden Bild und Seele. Viel ist hier im Werden. Monatsjahre Torz neuer Möglichkeiten, auch noch zu erschließen. Und es ist eine Art, heute spielen zu können, wo kein Weg mehr gibt als das ungewohnte aus dem schpferischen Weide des Wortes.

Aber — auch hier droht Gefahren: Anarchie im Stil. Expressionismus und des Expressionismus miltan, ohne organischen Sinn. Wohl war es natürlich, daß die Vereingung der letzten Jugenderregung und die vielfältigere Erzie der spielerischen Gestaltung auch den stärksten zugute kam, daß man hier flüchtete und verneinliche, wo man früher historisiert hatte, daß man die Jöhen der zeitlichen Umwerthung gemäß den Symbolischen gegenüber dem stiltlichen Nationalstern betonte und daß man Grundriß in der Darstellung von dem letzten naturalistischen Ueberflusse befreite und ihn, sagen wir, rein metaphysisch hob. Aber eine stiltliche Manier gewant gleichgültig Wärdern. Auswäße wüchren, und Erfahrung und Erhabene gelpferhen bereits bedingend auf der jungen Bühne. Auch ist es heute durchaus nicht mehr selbstverständlich, die Dramatik auszuspochen, daß es expressioni-

stische Werte gibt, die sich dem Theater verschließen, wenigstens den des Volkes und den Augus einer ersäuflichen Kitzelhaftigkeit können wir uns nicht leisten. Das Theater ist nicht dazu da, um aus chaotischer Dämmerung dunkel stürende Worte zu gebären, deren Wesen auch bei williger Bereitgast für den normalen Zuschauer nicht zu erreichen ist. Der antwortungslos sich bräufende Troch, dem Durchschlittensdauer das Unschäufbare, dem über das Unschäufbare aufzudrängen, erscheint in seiner Zwecklosigkeit beinahe kindlich. Jede Kräfteverschwendung ist heute Kraub an der geistigen Selbstbehauptung unseres Volkes. Das Theater hat in dieser Zeit am wenigsten die Sendung, chaotischer als das Chaos zu sein, sondern, soweit es die Welt zuläßt, hneinzuweisen in ihre Duschheit.

Es ist Mode geworden, die stiltlicher in mischerbanten Expressionismus umzuhefen, und man verlor das Gefühl dafür, daß etwa Goethes „Faust“ mit kinomäßig wechselnden bunten Scheinverwejen zu umfichten, eine Sünde wäre die Seele dieser Dichtung ist. Man wird am Ende noch Hauptmanns „Bierpöhl“ in blauen und roten und grünen Stiltstümmen als Schattenspiel flüchtigen Wörtern geben! So sehr eine Art von futuristisch-flüchtiger Jugenderregung etwa für Strindbergs „Traumspiel“ begehrt, ja gefordert sein darf, so wenig läßt sich Jöbens „Kosmosesolm“ in eine reine Stiltführung einwärdigen. Zutaten der Regie gehen lebhaft als Fortführung der inneren Inten des Wertes. Nur ein einziger kategorischer Imperativ bindet den Spielleiter: Dem Dichter, was des Dichters ist sein Experiment um seiner Freiheit willen! Innertraglich aus wird die Lust, frampfige Gebärden, epistepische Haltung und Wertgerade aus neuzeitlichen Gebärden auf flüchtige Gebärden zu übertragen. So gibt es heute noch Bühnen, an denen man Werfels „Artemus“ wie die Braut von Messina hieft und wieder anderen, wo man schon „Kamel“ zu gerechelt, als ob er von Johannes Rudolf Gebärde wäre. Solche Talmidberude und Entstellungen des Geseinads kompromittieren den Ernst des neuen Kunstwillens. Ausdruch des Wertes fordert das Theater, nicht Willkür und Lume! Jedes Wertes einzig bestimmend, überstehen und reiflichen Ausdruck erfüllt mit den Wärdern und gegeben mit den Augen der Gegenwart. Und dieser Willkür zur Geseit im Geseit — das ist nämlich zu deutlich Expressionismus — begehrt nicht bloß so oft die Modeprogramm der Willkür einzig, vom dem Spielere mitzudenken zu werden und sich daraus die heute einzig recht preiswerte Kitzelglorie zu wärdern, sondern zugleich ungehemmt Steigerung der Klarheit und auf der Bühne: letzte Verberückung und Eindeutigkeit des Wertes im empfinden und sinnhaftesten Ausdruck.

Literatur.

Ein Kisewa. Geseundung der Mirschicht durch Geseundung der Reichshausen. Von R. Kuczynski. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin 1921.

„Die Dame und der Landbesitzer.“ Roman von Werner Schöffel. (Rudolf Mofse, Buchverlag, Berlin SW 68.)

Besüht den der Liebe ihres armen Vaters, umgeben von allem Luxus, den unbegrenzten Reichum bieten kann, wärdt die junge mutterlose Sibille Blant heran. Aber ihr Blut sehnt sich heimlich nach Abenteuerlichem, ein unwiderwärtiger Zwang, die „Nagabundenkrankheit“, treibt sie in die Arme von Menschen, denen jeder moralische Wert verlag ist. Das Erbteil ihrer Mutter verlor und an dieser Liebe zugrunde gegangen ist. Doch Sibille kämpft gegen ihr Verhängnis und will ihm nicht erliegen. Nach dem Tode ihres Vaters ist sie reich und unabhängig. An der Seite eines reichen Mannes, eines Arztes, der ihr Leben leant und sie liebt, will, daß sie Schuß gegen die dunklen Mächte in ihrem Leben, allein, es ist schon zu spät. Sie erliegt der unüberstehlichen Macht des Blutes, und um nicht auch den einzigen, den sie wirklich geliebt hat, in ihr Schicksal zu verstricken, geht sie freiwillig in den Tod. Barmherzige Wärdern nehmen sie auf und wärdern den heißen Brand, der ihre junge Seele verbräutet. — Mit echt dichterischer Geseitstrast, in einer wundervollen Sprache hat Werner Schöffel das Leben dieser armen Sibille Blant geschildert. Der Veger ist von Anfang an im Banne ihres Schicksals und verlorft in wärdern Spannung die abwechselungsreichen Geseitnisse dieses lebenswärtigen Romans, der in seinem Verlauf ein festes Bild unserer zeitlichen und sozialen Gegenwart ist. Schöffels Wert wird zweifellos einen großen Verehrer gewinnen.

Wier „Wien.“ Ein Roman. Einbandgeseundung von E. Bogner. 1921. „Wia“, Wiener Literaturische Anstalt. Wien — Leipzig.

Der Autor, den wir schon aus seiner „Stigenansammlung“, „Der stille Abend“ als Schöpfer von Stimmungsbildern gekannt. Nun schäßen gelernt haben, hat in seinem neuesten Werte einen eigenartigen Reizung wärdigen Stoff gefunden. Nur ein Dichter mit einer so tiefen Einfühlungsvermögen und so liebevollem Versehen aus des Kleinen vermochte ein Bild Wiens und seiner Bewohner von so unergreiflicher Klarheit und Treue zu schaffen. In diesem Buche lebt die wahre Seele dieser Stadt.

„Sachselbätter“ heißt eine illustrierte Monatschrift, die namentlich als Heimatchrift eine Brücke zwischen Heimat und Fremde für die außerhalb der grün-wärdigen Grenzgebiete lebenden Sachselbätter sein will. Wider und Aufsätze werden und pflegen die Heimatliche, Volks- und Heimatkunde. Wir sind überzeugt, daß diese billige Heimatchrift auch den hier lebenden Sachselbätter ein willkommenes Geseit aus der alten Heimat sein wird. (Verlag der „Sachselbätter“, Altona'sche Buchverdrer, Dresden-N. 1, Im See 7, Buchhändlerischen Dresden-Wärdern, Leipzig 27 878.)

„Die gläserne Welt.“ Roman von Anna Elisabeth Petz a a a (Rudolf Mofse, Buchverlag, Berlin SW 68.)

Die künstlerische Stellung, die Anna Elisabeth Petz auch hier in verhältnismäßig kurzer Zeit mit ihren Wertern erlangen, dankt sie in erster Linie der tiefen inneren Beziehung ihrer lebenswärtigen Geseit und Handlungen. Sie schreibt nicht, um nur zu unterhalten; sie erzieht, um zu erklären und zu erziehen! Wie ihre Romane fragen darum das Wesen des Selbstlichen und sind darum auch erfüllt von innerer Spannung. Auch ihr neuester Roman: „Die gläserne Welt“ trägt die besonderen Merkmale dieser geistlichen Frau. Wert mehr, als sich in turten Worten lassen läßt, liegt in diesem Roman.

Einziglich zweckmäßige Geseitshausen. Von Steiner Inhabits W. Deud. Industrieverlag Schacht und Ande, Berlin C. 2, 1921.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4320 u. 1630.